

# Im Gebirge nichts Neues

Nach der Wiederbesiedelung durch Rotwild setzten Anfang der 1950er-Jahre in der Schweiz die ersten großen Wintersterben ein. Ein Aufschrei ging durch den Pressewald. Der Versuch, den Bestand im Spätherbst jagdlich zu dezimieren, fand ebenfalls wenig Anklang. Die Rollenverteilung war schnell klar: die Guten retten und füttern, die Schlechten regulieren. Die Parallelen zum heurigen Winter sind unverkennbar.

Der Winter neigt sich dem Ende zu, die Emotionen werden aber noch eine Weile auf hohem Niveau bleiben. Wie immer im Winter: Mit der Schneehöhe nehmen auch die Forderungen

*Von Flurin Filli*

nach Fütterung der Rothirsche und Rehe zu. Die einen sind der Meinung, Wildtiere brauchen keine Fütterung, für andere sind sie herzlose Menschen. Diese Ansichten werden über die sozialen Medien geäußert und mit Einzelbeispielen untermauert. Der Laie bekommt den Eindruck, im nächsten Frühling wären keine Rothirsche oder Rehe mehr zu beobachten.

## Wintersterben erregt erste Aufmerksamkeit

Bei der Gründung des Schweizerischen Nationalparks 1914 waren im Engadin von den Schalenwildarten nur Gams und Reh vorhanden. Die Rothirsche

waren im vorangehenden Jahrhundert ausgerottet, einzelne Individuen wanderten ein. So ist ein Schutzgebiet in einer Kulturlandschaft entstanden, in dem alle menschlichen Eingriffe untersagt sind, das heißt auch keine Jagd oder wie man es heute nennen würde: „Wildregulation“. Der Zufall wollte es, dass genau in dieser Zeit außerhalb des Nationalparks ein größeres Wintersterben bei den Rehen auftrat. Klar, die Schuldigen waren schnell gefunden: Der Nationalpark bringt Krankheiten und die Verantwortlichen hätten die Rehe füttern müssen. Zu dieser Zeit war in der Schweiz auch die Frage, welches Jagdsystem das bessere sei, ein heißes Thema. Die im Kanton Graubünden herrschende Patentjagd (Lizenzjagd) schien gegenüber der Revierjagd schlechtere Karten zu haben. Die politische Lage der 1920er- und 1930er-Jahre stellte diese Diskussionen in den Hintergrund. Gleichzeitig wanderten

die Rothirsche in den ganzen Kanton Graubünden und in den Nationalpark ein. Bald wurden sie als Plage für die Landwirtschaft betrachtet. Die Rothirsche hatten schnell gemerkt, dass man den Sommer ruhig im Nationalpark verbringen, die kurze Jagdzeit im September abwarten und dann in die Wintereinstände in die Tallagen ziehen kann. So haben sie sich einer jagdlichen Regulation entzogen. Auch Rothirschbestände können nicht in den Himmel wachsen. Anfangs der 1950er-Jahre setzten die ersten großen Wintersterben ein. Ein Aufschrei ging durch den Pressewald. Ein Versuch, den Bestand im Spätherbst jagdlich zu dezimieren, fand bei der Presse ebenfalls wenig Anklang. Die Rollenverteilung war schnell klar: die Guten retten und füttern, die Schlechten regulieren. So wurde wurden schwache Tiere aufgelesen, in Ställen wieder aufgezogen und in Freiheit entlassen.

Als kleiner Junge habe auch ich so die ersten Hirsche gestreichelt. Die Jägervereine bauten Futterraufen und fütterten nach Möglichkeit. Dies erfolgte am Wochenende, während der Woche mussten die meisten arbeiten. So ist nicht verwunderlich, dass die Schäden am Wald stiegen. Die Sterblichkeit war nicht geringer geworden. Ein breit angelegtes Forschungsprojekt erhob die Bestände, ermittelte die Wanderrouten und schaffte eine Grundlage für eine Abschussplanung. Neben der Regulation der Hirsche hat sich auch die Hege gewandelt; die Biotophege hat die Fütterung abgelöst. Jahre später, als ich als junger Jäger im Jagdverein für die Hege verantwortlich war, blieben die Futterraufen geschlossen. Im ganzen Kanton Graubünden wird seit bald 25 Jahren nur noch sporadisch gefüttert, im neuen Jagdgesetz ist die Fütterung von Schalenwild seit 2017 verboten. Trotzdem: In jedem stärker-



Alle heimischen Tierarten haben sich mit dem Wechsel von üppigen Sommern und kargen Wintern entwickelt. Im Sommer bereiten sie sich auf den Winter vor, im Winter leben sie auf Sparflamme.

FOTOS: R. BERNHARDT, J. SCHWARZENBACHER





Ein Teil der natürlichen Nahrung im Winter besteht aus Holzigen Pflanzen. Auch dafür muss eine gewisse Toleranz aufgebracht werden.

ren Winter kommt die Diskussion auf den Leserbriefseiten und an den Stammtischen wieder auf.

### Anpassung an den Winter

Alle heimischen Tierarten haben sich mit dem Wechsel von üppigen Sommern und kargen, kalten Wintern entwickelt. Im Sommer bereitet man sich auf den Winter vor: Es werden Reserven angefrisst. Im Winter wird auf Sparflamme gelebt. Der Stoffwechsel und Verdauungstrakt werden angepasst. Die Abstände zwischen den Äsungsperioden werden größer, es wird nur wenig Zeit zur Nahrungsaufnahme verbraucht. Sämtliche Aktivitäten werden reduziert, wenn möglich bewegen sich die Tiere kaum. Die Verteilung in der Landschaft richtet sich nach den vorhandenen Nahrungsquellen aus.

### Unterschiedliche Strategien

Im Winter können Rothirsche ganz unterschiedliche Strategien anwenden. So gibt es einzelne Individuen, die im Schweizerischen Nationalpark in den Sommereinständen überwintern. Sie bleiben trotz hohen Schnees und bewegen sich kaum. Sie halten sich an thermisch günstigen Stellen auf und versuchen, mit möglichst wenig Energieverbrauch über die Runden zu kommen, denn Nahrung wird kaum

aufgenommen. Dies klappt hier sehr gut, denn durch den Schutz des Nationalparks sind menschliche Störungen ausgeschlossen. Das strikte Wegegebot erlaubt kein Betreten bei Schneelage. Der größere Teil zieht aber in die Wintererstände, die in tieferen Lagen liegen. Wenn zum Beispiel Rothirsche in den Wintererstand kommen, rekognoszieren sie erst einmal. Es ist fast so, wie wenn sie sich Wissen für den bevorstehenden Winter erarbeiten. Wenn möglich verteilen sie sich großräumig in

kleinen Gruppen. Tagsüber bleiben sie in den ruhigen Einständen, nachts ziehen sie zu interessanten Äsungsflächen. Sie halten sich auch nicht immer zwangsläufig in tieferen Lagen auf. Je nach Schneeverhältnissen ist es durchaus angebracht, sich über der Waldgrenze aufzuhalten. Damit die guten Wintererstände auch außerhalb des Nationalparks die notwendige Ruhe bieten, sind Ruhe zonen im Kanton Graubünden ausgeschieden. Diese dürfen im Winter nicht oder nur auf ausgewiesenen



Rot- und Rehwild sind im Gegensatz zu Gams und Steinbock in Tällagen für uns Menschen sichtbar und wecken den Helferinstinkt.

Wegen betreten werden. Zuwiderhandlungen werden geahndet. Würde man füttern, wären größere Ansammlungen zu erwarten, zudem würden die Tiere nicht die Wintererstände aufsuchen, die aus ihrer Sicht optimal sind, sondern die Stellen, die aus menschlicher – praktischer – Sicht für eine Fütterung gut sind. Nur bei hohen Schneelagen suchen Einzelne zum Teil durch die Verlockungen von künstlichen Nahrungsquellen wie Vogelhäuschen oder Komposthaufen die Nähe von Siedlungen.

### Gutes tun und sich daran erfreuen ...

Die Fütterung von Wildtieren hat auch eine emotionale Komponente. Wer schaut nicht gerne den Meisen am Futterhäuschen zu. Dabei entsteht auch das Gefühl, etwas Gutes zu tun, und das tut jedem zweifellos gut. Obwohl absolut künstlich, ist es eine kleine, wilde Welt vor dem Küchenfenster. Vergleichbar ist es mit der Fütterung von Rothirsch und Reh. Diese sind im Gegensatz zu Gams und Steinbock in Tällagen für uns Menschen sichtbar und wecken den Helferinstinkt. Diesen armen Kreaturen muss man einfach durch den Winter helfen, das ist wohl jedes Bürgers und speziell des Jägers Pflicht. Heute tragen die sozialen Medien einen wesentlichen Beitrag zu diesen emotionalen Diskussionen bei. Hatte man früher am Stammtisch sein Gegenüber im Blick, konnte man die Glaubwürdigkeit seiner Aussagen abschätzen. In der digitalen Welt wird alles für bare Münze genommen und weiterverbreitet. Beispiele dafür gibt es zur Genüge. Kleine Videosequenzen von Gutmenschen, die Rothirsche füttern, oder Bilder, wie einzelne Tiere aus einer Unmenge von Schnee befreit werden, machen die Runde. Niemand fragt sich, ob dies auch tiergerecht ist. Um Emotionen zu wecken, sind alle Mittel recht. Diejenigen, die Wildtiere wild sein lassen, sind die Grausamen. Das passt gut zum aktuellen Weltbild, in dem es nur Gut und Böse gibt, vernünftige Lösungen sind nicht unbedingt gefragt.

### Tierschutz – aber wie?

Jäger, die sich sonst sehr bodenständig und in Sachen Tod von Wildtieren abgeklärt geben, werden emotional. Sie verstehen den Teil der Tierschützer, die nichts tun, in dieser Frage nicht. Sie werfen ihnen vor, sich nicht um Wildtiere zu kümmern, sondern nur um ihre Vereinskassen. Dabei zeigen sich genau an dieser Frage die grundsätzlich unterschiedlichen Einstellungen. Jäger setzen sich mit dem

Tod von Wildtieren, den sie selbst verursachen, durchaus auseinander und versuchen, dies auch zu verarbeiten. Tierschützer und vor allem Tierrechtler wollen nur das von Menschen an Tieren verursachte Leid minimieren, alles andere gehört aus dieser Perspektive zum natürlichen Kreislauf. Wintersterben von Schalenwild nimmt da eine Zwischenstellung ein, denn im Sommer bietet die vom Menschen geschaffene Kulturlandschaft Nahrung für viele Tiere, im Winter schafft sie aber an verschiedenen Orten sogar einen künstlichen Engpass. Die Wildtierfütterung stellt uns vor eine zentrale Frage: Wie wollen wir mit der Natur in der Kulturlandschaft umgehen? Wollen wir die Natur auch Natur sein lassen oder soll alles unter menschlicher Kontrolle sein?

Rotwild- und Rehütterungen sind heute in Teilen unserer Kulturlandschaft eine Tatsache. Zum einen um allenfalls fehlende Überwinterungsmöglichkeiten auszugleichen, den jagdlichen Erfolg künstlich zu erhöhen oder um Verbiss an Wäldern zu vermeiden. Wenn Fütterungen betrieben werden, sollten diese Teil eines umfassenden Managementplanes sein. Sie müssen professionell geführt und nicht nur das Futter tiergerecht sein. Den sozialen Bedürfnissen der Art muss ebenfalls Beachtung geschenkt werden. Große Ansammlungen von Individuen beider Geschlechter auf engem Raum führen zu unnötigen Stresssituationen. In einer Jahreszeit, in der die Tiere natürlicherweise geschwächt sind, können Krankheiten leicht übertragen werden. Bei Bodenfütterung vermischen sich Losung und Äsung, was das Problem zusätzlich anheizt.

### Natur oder Mensch als Maßstab?

Der Winter macht aber auch klar, dass der Mensch nicht alles unter Kontrolle haben kann. Eine natürliche Sterblichkeit entspricht einem natürlichen Kreislauf. Die Frage ist nur, ob wir dies so in Kauf nehmen wollen. Der Winter selektiert nach anderen Kriterien als der Jäger mit der Büchse. Diese natürliche Selektion soll auch ihren Platz haben. Schlussendlich dürfen auch Wildtiere unter mehr oder weniger natürlichen Verhältnissen leben. Weit wichtiger ist, die Lebensräume unserer Wildtiere ganzheitlich zu betrachten. Dazu gehört, dass im Sommer die notwendigen Äsungsflächen vorhanden sind, damit genügend Reserven für den Winter aufgebaut werden können. Die Wanderungen zwischen Sommer- und Wintererständen müssen möglich sein. Wenn diese



Eine natürliche Sterblichkeit entspricht einem natürlichen Kreislauf, doch der Winter selektiert nach anderen Kriterien als der Jäger mit der Büchse.

Anforderungen, was heute oft der Fall ist, den Bedürfnissen der Wildtiere nicht genügen, können im Rahmen von Hegemaßnahmen Verbesserungen getroffen werden. Ein Teil der natürlichen Nahrung im Winter besteht aus Holzigen Pflanzen, ein Angebot an Verbisspflanzen vermindert den als wirtschaftlichen Schaden betrachteten Verbiss von Nadelbäumen. Auch hierfür muss eine gewisse Toleranz aufgebracht werden. Die Bestände müssen an die Lebensräume angepasst werden. Dies macht den Jägern selbstverständlich Mühe, auch dies ist ein Grund für die emotionalen Höhenflüge im Winter.

Die Umstellung von der Fütterung zur Biotoppege mit der damit verbundenen Anpassung der Wildbestände brachte im Umfeld des Schweizerischen Nationalparks eine entscheidende Wendung. Die Maßnahmen wurden aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse erarbeitet und umgesetzt. Die Bestände sind angepasst und trotzdem ist in schweren Wintern eine natürliche Mortalität möglich. Das Verständnis der Bevölkerung für die Bedürfnisse der Wildtiere ist gewachsen, trotzdem muss gerade an diesem Punkt immer weitergearbeitet werden.







FOTO: S. MAURER

# Die Lage bleibt kritisch

Wenn es im März langsam wieder grün wird, heißt das noch nicht, dass das Wild den Winter bereits überstanden hat. Für die geschwächten Tiere ist der Spätwinter eine besonders kritische Zeit.

Am 1. März wird im Engadin Chalanda-marz gefeiert: der Anfang des Monats März. Die Schüler ziehen mit Kuhglocken durch die Straßen und singen Frühlingslieder. Der Umzug symbolisiert einen Alpaufzug. Als die Bevölkerung noch von der Landwirtschaft lebte, war die Vorfrende groß, mit dem Vieh wieder in die Höhe zu ziehen.

Der März ist der Monat, in dem das Leben wieder erwacht. Der Schnee ist an den sonnenexponierten Hängen zu einem erheblichen Teil geschmolzen, die Vegetation wieder erreichbar. Der Gesang der Meisen zeigt an, dass sie ihr Revier markieren. Eine gute Gelegenheit, nicht nur jagdbares Wild zu beobachten. Gerade jetzt kann man auch alleine das Quiz spielen: Welcher Vogel singt da? Der Steinadler beginnt mit der Brut, diese dauert länger als bei den Singvögeln. Später, wenn die Jungvögel ihre ersten

Von Flurin Filli

Erfahrungen machen, sind auch die jungen und noch unerfahrenen Murmeltiere unterwegs. Untersuchungen im Kanton Graubünden zeigten, dass die Hauptnahrung der Steinadler während der Brutzeit zu 70 % aus Murmeltieren besteht.

Die Gämssen beginnen, ihre Streifgebiete wieder auszudehnen. Diese werden jetzt

fast doppelt so groß wie in den vergangenen zwei Monaten. Die Gämssen suchen die schneefreien Stellen auf, da finden sie die ersten grünen Gräser. Der Winter ist aber noch nicht überstanden. So hat ein Kälteeinbruch im April mit nächtlichen Temperaturen wie im Jänner schon einmal ein größeres Sterben bei den Gämssen im Nationalpark ausgelöst. Die noch vom Winter geschwächten Tiere sind an Lungenentzündung verendet.

Bei abendlichen Spaziergängen mit dem Hund kann man die Rehe am Waldrand beobachten. Sie befinden sich noch in den Wintereinständen. Die Sprünge haben sich noch nicht aufgelöst, zuerst wird noch vom saftigen Grün genascht. Die Böcke zeigen die Anlagen ihrer Krickel. Da fragt man sich als Jäger: Wo werden sie ihren Sommer einstand haben? Chalanda-marz, beim Jäger wächst die Vorfrende auf die bevorstehende Saison.



FOTO: ANDREA BARDITT, CHUR

Chalanda-marz im Engadin: In vielen Regionen der Alpen sind in der Volkskultur Riten zum Herbeiheißen des Frühjahres entstanden.